

1 Grundkonzepte der psychoanalytischen Familien- und Paartherapie

1.1 Einleitung

Die psychoanalytische Paar- und Familientherapie gehört zu den Formen der angewandten Psychoanalyse. Sie basiert wesentlich auf der Theorie der Psychoanalyse und systemtheoretischen Konzepten. In der psychoanalytischen Familientherapie wird davon ausgegangen, dass gestörte zwischenmenschliche Beziehungen in Dyaden, Triaden und in der Gesamtfamilie an der Entstehung und Aufrechterhaltung von individuellen Störungen und Symptomen beteiligt oder sogar ursächlich dafür verantwortlich sind. Sie dient der Behandlung von solchen Problemen und psychischen Erkrankungen, die durch gestörte zwischenmenschliche Beziehungen verursacht und/oder aufrechterhalten werden. Die therapeutische Methodik konzentriert sich dabei auf die Veränderung von Beziehungsstrukturen des Familien- oder Partnersystems, um das Problem oder die Symptomatik der psychischen Erkrankung zu verändern oder aufzulösen.

Familie wird verstanden als ein Mehrpersonen-System aus meistens zwei Generationen der leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefeltern und der leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefkinder. Familien, Paare und Partnerschaften leben jetzt oder lebten früher als Personen in Intimität und Privatheit mit gemeinsamer Geschichte und Zukunftsvorstellung zusammen.

Als Psychoanalytiker arbeiten wir überwiegend nach dem Mehrgenerationen-Ansatz unter Einbindung weiterer Behandlungstechniken, die aus der systemischen bzw. strukturellen Familientherapie stammen. Dieser Ansatz basiert auf der Annahme, dass das Frühere – insbesondere das unbewusste, konfliktbesetzte, unerledigte Frühere – im Heute weiter wirksam ist und die Muster des Erlebens und Verhaltens in den Beziehungen entscheidend mitbestimmt. Psychoanalytisch orientierte Paar- und Familientherapie besteht also aus der aufdeckenden und verändernden Arbeit an den unbewussten und vorbewussten interpersonellen Konflikten, Beziehungsmustern und Abwehrstrukturen, die die Symptomatik eines Familienmitgliedes oder Partners bedingen bzw. mit bedingen und aufrechterhalten. Diese Konflikte und Strukturen sollen sich in der aktuellen therapeutischen Situation szenisch darstellen, sodass die Existenz und Wirksamkeit neurotischer Erlebens- und Verhaltensmuster und ihre Interdependenz für die einzelnen Familienmitglieder/Partner erfahrbar und diese somit veränderbar werden. In diesem Prozess werden zugleich die Ressourcen und Potentiale des Mehrpersonensystems genutzt.

1.2 Historische Entwicklung der psychoanalytischen Familien- und Paartherapie

Bereits in der frühen Entwicklung der Psychoanalyse wurde die Bedeutung familiärer Konflikte für die Entstehung seelischer Störungen erkannt. Gleichzeitig wurden die Angehörigen der Patienten eher als Störenfriede des therapeutischen Prozesses angesehen und nicht als Personen, die zu einer Verbesserung der Behandlungsmöglichkeiten in die Therapie einbezogen werden sollten (Cierpka, 2006; Massing, Reich & Sperling, 2006; Reich & Rüter, 1994). Freud und mit ihm die meisten Psychoanalytiker seiner und der folgenden Generationen bemühten sich dementsprechend darum, die Angehörigen aus der Behandlung herauszuhalten. Eine Ausnahme war die Therapie des „Kleinen Hans“, die Freud wesentlich über den Vater durchführte. Dennoch wurden die Zusammenhänge von Familien- und Paarbeziehungen für die seelische Entwicklung und die Entstehung und Aufrechterhaltung seelischer Erkrankungen weiter und vertieft thematisiert.

Bereits 1913 veröffentlichte Jones die vermutlich erste Arbeit zu einer psychoanalytischen Mehrgenerationenperspektive in seiner Untersuchung der „Bedeutung des Großvaters für das Schicksal des einzelnen“. 1921 legte Flugel seine Arbeit „The Psychoanalytic Study of the Family“ vor, in der er die Ergebnisse bisheriger psychoanalytischer Forschung über die Lebensentwicklung und das Familienleben darstellte. 1934 referierte Laforgue auf dem Kongress der französischsprachigen Psychoanalytiker über die „Familienneurose und die neurotische Familie“ und erntete damit zum Teil heftige Kritik (Massing, Reich & Sperling, 2006). Im selben Jahr publizierte Oberndorf seine erste Arbeit zur Verstrickung von Paaren in einer „Folie à deux“. 1937 publizierte der Psychoanalytiker und damals noch werdende Familientherapeut Ackermann seine Arbeit „The family as a social and emotional unit“ (vgl. Massing, Reich & Sperling, 2006).

Ein weiterer Meilenstein dieser Entwicklung ist die 1948 von Richardson publizierte Studie mit dem schlichten und dennoch programmatischen Titel „Patients have families“. Er versuchte, insbesondere die neu gewonnenen Erkenntnisse der Kybernetik und Systemtheorie auf das Verständnis psychosomatischer und somatischer Erkrankungen anzuwenden und nahm hiermit Entwicklungen der Familienforschung um mehr als ein Jahrzehnt vorweg. „Die Familie ist die Einheit der Erkrankung, weil sie die Einheit des Lebens ist“ (a. a. O., S. 76, Übersetzung d. Verf.). Krankheit findet in der Familie statt, entwickelt sich in dieser und formt diese. Richardson beschrieb zum Beispiel ausführlich eine Familie mit einer anorektischen Tochter und analysierte die Symptomatik eingebettet in den Zusammenhang familiärer Beziehungen. Seine Beschreibungen führten ihn zu der Frage einer Familientypologie. Dabei sei die Frage nicht, ob es eine „Anorexia nervosa-Familie“ oder eine „Ulcus-Familie“ gäbe, sondern ob ein ähnlicher Typ eines Familien-Equilibriums auch in anderen Familien mit derselben Erkrankung gefunden werden könne. Dies beschäftigt bis heute die Diskussion in verschiedenen Facetten.

Insgesamt waren für die Entwicklung der psychoanalytischen Familien- und Paartherapie folgende **Praxisbereiche** relevant (Massing, Reich & Sperling, 2006):

- die Kindertherapie, in die die Eltern mit einbezogen und in der auch parallele Behandlungen von Eltern und Kindern durchgeführt wurden,

1.2 Historische Entwicklung der psychoanalytischen Familien- und Paartherapie

- die Behandlung von Paaren, die ebenfalls zunächst in parallelen psychoanalytischen Therapien einzeln, später in gemeinsamen Sitzungen behandelt wurden,
- die Behandlung schizophrener Jugendlicher, bei denen auffiel, dass sich die Symptomatik mit der Rückkehr in die Familie oft wieder verschlechterte,
- die Behandlung von Anorektikerinnen, bei denen bereits früh die engen familiären Bindungen beschrieben wurden,
- die Therapie von Patientinnen und Patienten mit chronischen körperlichen Krankheiten, deren Behandlung ebenfalls unter Einbeziehung der Familie stattfand.

In all diesen Bereichen wurde deutlich, wie sehr die Krankheit einzelner Patienten und das familiäre Beziehungssystem oder das Paarbeziehungssystem sich gegenseitig aufrechterhielten und therapeutische Veränderungen verhinderten bzw. erschwerten und dass Veränderungen im Beziehungssystem Veränderungen bei den Patientinnen und Patienten erleichterten oder sogar erst ermöglichten.

Darüber hinaus konnten die familientherapeutisch orientierten Forscher zusammen mit anderen Forschern, wie zum Beispiel Bateson und die sich um ihn entwickelnde Palo-Alto-Gruppe, zeigen, dass sich problematische Beziehungen nicht nur über die frühe Kindheit, sondern bei schweren Störungen über die gesamte Entwicklung und auch in das Erwachsenenalter hinein erstreckten (z. B. Lidz & Fleck, 1979).

Die häufig ähnlichen klinischen Beobachtungen in paar- und familientherapeutischen Settings wurden zunehmend systematisiert. In England formulierte der objektbeziehungstheoretisch orientierte Psychoanalytiker Dicks das Konzept der Kollusion, das später im deutschen Sprachraum von Willi (Willi, 1975) weiter ausgebaut und popularisiert wurde.

Aufgrund der Beobachtung, dass sich in Familien schizophrener Psychotiker ein über drei Generationen abnehmender Grad an Individuation und interpersoneller Abgegrenztheit finden lässt, formulierte Bowen eine Theorie des mehrgenerationalen emotionalen Prozesses (Kerr & Bowen, 1988). In dieser Schule der Familientherapie wurde das mittlerweile von Familientherapeuten aller Richtungen als Standardinstrument der Diagnostik verwendete Genogramm am weitesten entwickelt (McGoldrick & Gerson, 1990; Reich, Massing & Cierpka, 2003).

Die Mehrgenerationenperspektive wurde von Framo (Framo, 1982, 1992) in Bezug auf Konflikte und Krisen in Paarbeziehungen und von Boszormenyi-Nagy und Mitarbeiterinnen (Boszormenyi-Nagy & Spark, 1981; Boszormenyi-Nagy & Krasner, 1986) hinsichtlich der ethisch-existentiellen Dimension von Beziehungen, insbesondere der generationsübergreifenden Dynamik von Loyalität, Verdienst und Vermächtnis weiterentwickelt.

In Deutschland stellt Richters 1963 erschienene Publikation „Eltern, Kind und Neurose“, in der er Modi der unbewussten Rollenzuschreibungen in Familien beschrieb, einen wesentlichen Meilenstein in der Entwicklung zur psychoanalytischen Familien- und Paartherapie dar. Eckhard Sperling behandelte und beschrieb Familien magersüchtiger Patientinnen, in denen ein asketisches Ideal über drei Generationen weitergegeben wurde, und entwickelte hieraus das Konzept einer Mehrgenerationen-Familientherapie (Sperling, 1965, 1979; Massing, Reich & Sperling, 2006). Schließlich erweiterte Helm Stierlin mit seinen zahlreichen Beiträgen die individuell-psychoanalytische zur beziehungs-dynamisch-systemischen Perspektive (Stierlin, 2001). Im beziehungsanalytischen Konzept von

Bauriedl (Bauriedl, 1994) wird das Ineinandergreifen von intrapsychischer und interpersoneller Abwehr im szenischen Verstehen genutzt und bearbeitet.

1.3 Die Mehrgenerationenperspektive

Wesentlich zum Verständnis der familiären Konflikte und der tieferen Beziehungsstruktur ist die Mehrgenerationenperspektive. Diese beruht auf der klinischen Beobachtung, dass sich bei schweren seelischen Erkrankungen häufig nicht nur Störungen der Eltern-Kind-Beziehungen, sondern auch der Beziehungen in den Ursprungsfamilien der Eltern finden lassen. Dort unverarbeitete Konflikte und Traumatisierungen sowie stagnierende Beziehungsmuster wirken in der Gegenwart fort.

Störungen und Konflikte der jeweiligen Kindergeneration ergeben sich regelmäßig aus Konflikten zwischen Eltern und Großeltern bzw. den Partnern und ihren Eltern. „Dies geschieht durch vielfache intrafamiliäre Übertragungsprozesse. Des Weiteren nehmen wir an, dass sich in Familien über die Generationen im wesentlichen immer wieder dieselben Konflikte abspielen, dass also ein intrafamiliärer Wiederholungszwang besteht“ (Massing, Reich & Sperling, 2006, S. 21).

Diese Wiederholungstendenz kann durch neue Beziehungserfahrungen unterbrochen werden. Häufig gelingt es aber gerade in sehr konfliktbelasteten familiären Systemen nicht, neue Entwicklungsmöglichkeiten zu nutzen, da diese immer wieder unbewusst im Sinne der vorgängigen Erlebensweisen, Phantasien und Interpretationsschemata verarbeitet werden.

Psychische Störungen entstehen demnach, wenn Familien sich aufgrund abgewehrter, unverarbeiteter Traumatisierungen und Konflikte sowie daraus resultierender, sich wiederholender Phantasien, Erlebens- und Verhaltensmuster nicht mehr mit zeit- und lebensgeschichtlichen Veränderungen allo- und autoplastisch auseinander setzen können. Die Familien oder einzelne ihrer Mitglieder bleiben dann an bestimmten Zeitpunkten ihrer Entwicklung stehen. Ihre „innere Zeit“, die „Familienzeit“, entwickelt sich nicht weiter, obwohl die äußere, die historische Zeit und damit auch der Lebenszyklus fortschreiten. Die Familie bleibt in bestimmten Mustern stecken, kann ihre Beziehungen nicht reorganisieren und weiterentwickeln (Reich, Massing & Cierpka, 2003). Ausgangspunkt der Entwicklung starrer, dysfunktionaler Konfliktlösungsversuche sind häufig unverarbeitete traumatisierende Erfahrungen in den Familien, die zu Konflikten führen, die aus Konflikten resultieren oder mit heftigen Konflikten verbunden sind. Dies sind Verlusterfahrungen, z. B. durch Tod, Krieg, Vertreibung, Migration, schwere Erkrankungen, materielle Einbrüche oder aber Gewalt- und Missbrauchserfahrungen, die nicht verarbeitet werden konnten oder tabuiert wurden. So spielen das „Dritte Reich“, der Zweite Weltkrieg, die deutsche Teilung und Wiedervereinigung mit all ihren Chancen und Verwerfungen, die Globalisierung und ihre Folgen, die Veränderungen der Arbeitswelt und die Arbeitslosigkeit, die hiermit verbundenen Veränderungen von Familienstrukturen und Mehrgenerationenbeziehungen in den Behandlungen oft eine wesentliche Rolle.

In der Mehrgenerationenperspektive werden die Familien deutlicher als in anderen psychotherapeutischen und familientherapeutischen Richtungen in ihrer Abhängigkeit von historischen Ereignissen, sozioökonomischen Veränderungen,

der jeweiligen subkulturellen Bezugsgruppe und hier vorherrschender und sich verändernder Werteinstellungen, Ideale und Ideologien gesehen und eben nicht nur als selbstständige, autonome Wesen.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass die klinischen Beobachtungen zur Mehrgenerationenperspektive inzwischen durch ein ganze Reihe von quantitativen empirischen Befunden gestützt werden (Massing, Reich & Sperling, 2006; Reich, 2002).

1.4 Das Familiengefühl als generationenübergreifendes Bindeglied

Ein Familiengefühl ist in allen familienähnlichen Lebensgemeinschaften notwendig, um die Balance zwischen den individuellen Wünschen und den Erfordernissen des Familiensystems nach Aufrechterhaltung und Kohäsion zu gewährleisten. Die individuelle Entwicklung des Familiengefühls geht mit der Entwicklung eines inneren Bildes der „Familie als Ganzes“ einher (Cierpka, 1992). Dieses ist ein überwiegend vorbewusster oder unbewusster Entwurf, mit dem auch die eigene, spätere Familie imaginiert und entworfen wird. Durch die Realisierung der eigenen Lebensform wird wiederum ein Rahmen geschaffen, der der nächsten Generation die biologische und psychologische Entwicklung einschließlich des Familiengefühls ermöglicht.

Die psychologische Entwicklung des inneren Konzepts der Familie beruht auf den Identifizierungen mit den psychosozialen Kompromissbildungen, die das Kind im familiären Beziehungsnetz erfährt. Dabei identifiziert sich das Kind über die wesentlichen dyadischen und triadischen Objektbeziehungen – die Beziehungen zu Mutter und Vater sowie den Eltern als Paar – hinaus mit der „Familie als Ganzes“. Hierdurch entstehen „Familienrepräsentanzen“, die sich in der weiteren Strukturbildung zur „Familienidentität“ konturieren. Mit dieser intrapsychischen Strukturbildung verfügt das Ich über eine spezifische Fähigkeit: die Vorstellung über und das Gefühl für eine Familie (Cierpka, 1992). Die Entwicklung des Familiengefühls geht also mit der innerseelischen Strukturbildung der Familienrepräsentanzen und der Familienidentität einher (Sperling, 1988).

Durch die Etablierung dieser Vorstellungen über das psychosoziale Gebilde „Familie“ und die damit zusammenhängenden Gefühle gewinnt das Kind die Fähigkeit, in der eigenen Familie und größeren Gruppen soziale Beziehungen und Bindungen einzugehen. Die Familienidentität beinhaltet auch eine Zukunftsperspektive, die dem Kind und später dem Erwachsenen Vorstellungen über eine eigene Familie erlauben.

Bei den Identifizierungsprozessen wird von einem aktiven Aneignungskonzept ausgegangen. Das Kind wird zwar in eine Familie hinein geboren, aber es muss sich das Konzept der Familie nach und nach aneignen. Während ihrer gesamten Entwicklung tragen die Kinder zudem dazu bei, dass die Eltern sich verändern müssen, um sich den neuen Entwicklungsaufgaben zu stellen und entsprechende Rollen anzunehmen. Wegen dieses aktiven beziehungsstiftenden Anteils des Kindes an der Entwicklung der Familie identifiziert sich dieses nicht einfach mit den Funktionen und den Prozessen in der Familie. Es trägt dazu bei, dass diese

Funktionen entwickelt werden. Verinnerlicht werden also Interaktionsmuster als Familienrepräsentanzen, die das Kind selbst mitgestaltet hat.

Klinisch ist das Konzept des Familiengefühls hilfreich, weil Patienten ihre Familienbilder in ihre Beziehungsgestaltung und damit auch in die Behandlung einbringen (Cierpka, 1992). An diesen Utopien können ihre Lebensentwürfe, Erwartungen an die Familie und die entsprechenden Enttäuschungen über die Realisierungen der Utopie festgemacht werden (Cierpka, 1999, 2002; Reich, Massing & Cierpka, 2003).

1.5 Trauma, Phantasie, Abwehr

Schweren seelischen Störungen scheinen immer Traumatisierungen im Familiensystem oder des Familiensystems voranzugehen, die oft schon in der Vorgeneration stattfanden, dort aber nicht verarbeitet werden konnten.

Gerade bei schweren Traumatisierungen zeigt sich oft ein gespaltenes Familiengefühl mit überstarker Sehnsucht nach emotionaler Resonanz, Bestätigung und Harmonie, hohen Idealanforderungen und normativen Vorstellungen bei gleichzeitigen Ängsten vor Nähe, Kontrollbedürfnissen, heftiger Enttäuschungs- und Kränkungs- wut, Impulsivität und Tendenzen zu Beziehungsabbrüchen.

In der Regel sind die erfahrenen Traumatisierungen emotional sehr viel schwerwiegender als es die beteiligten Familienmitglieder wahrhaben wollen oder es sich unter den gegebenen Umständen leisten können wahrzunehmen.

Angst, Scham- und Schuldgefühle sowie Loyalitätsbindungen sind die wesentlichen Motive der Abwehr, die die Identität und Integrität des Systems nach innen und nach außen, z. B. gegenüber dem realen oder vermeintlichen Urteil der Außenwelt, schützen sollen. Familien oder Familienmitglieder können sich u. U. selbst als Verursacher von Schicksalsschlägen sehen, für die sie bei näherem Hinsehen nichts oder nur wenig können. Andererseits werden Ursachen-Zuschreibungen für Handlungen von Familienmitgliedern oft ganz auf die Außenwelt verschoben und somit die familiäre Beteiligung völlig verleugnet. Abwehrprozesse organisieren sich in Familien interpersonell in typischen Interaktionssequenzen, in denen die von der Psychoanalyse beschriebenen Muster wie Verschiebung, Isolierung, Verleugnung, Reaktionsbildung, Identifikation mit dem Aggressor und Verkehrung ins Gegenteil wirksam werden. Neben der globalen Verleugnung ganzer Segmente familiären Erlebens sind insbesondere die beiden letztgenannten Muster häufig in der familiären Abwehr anzutreffen. Ihre Folge ist oft eine Umkehr der Rollen und Affekte. Aus Demütigungen werden dann Stolz, aus dem Beschämt- und Entwertetwerden wird dann das Beurteilen, Verurteilen, Entwerten und Bloßstellen anderer. Diese Abwehrmuster und die hieraus entstehenden Einstellungen und Familienideologien werden intergenerational übertragen.

Die abgewehrten Traumata und die mit ihnen verbundenen Konflikte, die hierbei wirksamen Abwehrmuster und Familienphantasien, die unbewussten Angst-, Schuld- und Schamgefühle führen zu den zwanghaften Wiederholungen destruktiver Muster in der Familiengeschichte. Diese finden in der Regel an den Knotenpunkten familiärer Entwicklung im Lebenszyklus statt, in denen das System unter einer besonderen Spannung steht (Reich, Massing & Cierpka, 2003).

1.6 Die lebenszyklische Perspektive

Jeder Entwicklungsschritt im Lebenszyklus (Frevert, Cierpka & Joraschky, 2003) führt zu einer Umgestaltung der dyadischen und triadischen Beziehungen sowie der gesamten Familie. Nähe und Distanz, Aufgaben und Erwartungen, Grenzen innerhalb der Kernfamilie, zu den Ursprungsfamilien sowie zur Außenwelt werden neu definiert. Es findet ein stetiger Wechsel von Morphogenese, der Herausbildung neuer Strukturen und Morphostase, nämlich deren Stabilisierung, statt. Der Lebenszyklus in einem Familiensystem ist ein spiralförmig ablaufender Prozess, in dem die unterschiedlichen Generationen zeitgleich unterschiedliche Aufgaben zu bewältigen haben und dabei in Rückkopplungsprozessen stehen (Massing, Reich & Sperling, 2006). Belastungen in einem Subsystem, z. B. in der Ursprungsfamilie eines Elternteils durch Erkrankung oder Pflegebedürftigkeit der alternden Eltern, wirken sich auf die anderen Subsysteme aus, z. B. auf den Umgang von Eltern mit adoleszenten Kindern oder mit der Ursprungsfamilie des anderen Elternteils.

Vor allem an den Übergängen von einer lebenszyklischen Phase zur nächsten können Konflikte entstehen oder Bewältigungsmuster fehlen, weil sie mehrgenerational nicht erworben wurden bzw. weil sie unbewältigte Traumatisierungen und hiermit verbundene Konflikte aufrühren oder beides, sodass es gerade hier, an den bereits erwähnte Knotenpunkten, zu einer „Rückkehr des Verdrängten“ kommt. Dies ist, wie im Weiteren ausgeführt wird, für die Therapie ebenso bedeutsam wie die Tatsache, dass mehrere Generationen mit ihren Erfahrungen und Realitätskonstruktionen nebeneinander leben.

Jede Generation interpretiert die Realität entsprechend den in der eigenen Sozialisation geformten Erlebensweisen, Normen und Idealvorstellungen. Dabei erleben aufgrund der erhöhten Lebenserwartung Großeltern heute wesentliche Lebensjahre ihrer Enkel mit und können mit diesen direkt in Kontakt treten (Reich, 2005a).

Die Angehörigen der verschiedenen Generationen repräsentieren unterschiedliche Lebensalter, unterschiedliche Zeitpunkte der Entwicklung im Lebenszyklus und unterschiedliche „Familienzeiten“. Dadurch, dass sie es gleichzeitig tun, sind sie Repräsentanten unterschiedlicher historischer Zeiten und unterschiedlicher Lebenszeiten. Sperling (Sperling, 1979) betont, dass hierin bereits eine positive Botschaft an die jeweils anderen Generationen liegen kann. So kann die Kindergeneration die Möglichkeiten der Zukunft und den „*élan vital*“ verkörpern, die mittlere Generation ein „Prinzip Hoffnung“ bei einem gleichzeitigen realen Bezug zur gegenwärtigen Arbeits- und Lebensrealität, also auch ein auf die Gegenwart bezogenes Realitätsprinzip. Die Großelterngeneration kann durch ihre Existenz zeigen, dass das Leben lebbar ist, dass Schwierigkeiten überwunden werden können und manches, was in der Gegenwart als ausnehmend wichtig erscheint, sich im Verlauf der Zeit als wenig bedeutsam erweist. Schließlich können Großeltern und Enkel eine Beziehung ohne die Belastung durch Sozialisationsaufgaben und berufliche Anforderungen erleben, wenn sie es möchten (Massing, Reich & Sperling, 2006). Diese durch die Existenz der Generationen möglichen „Botschaften“ werden häufig nicht bemerkt, wenn die Generationen noch vorhanden sind, wohl aber, wenn dies nicht der Fall ist, etwa durch frühe Tode der Großeltern, oder für diese, wenn die Enkelgeneration fehlt.

Mit der Einbeziehung der verschiedenen Generationen und der real erlebten geschichtlichen Dimension in die Therapie wird die Relativität der historisch gewachsenen, von den jeweiligen Zeit- und gesellschaftlichen Umständen abhängigen affektiven Bezüge, Werte und Ideale thematisiert. Die Angehörigen der verschiedenen Generationen könne sich hierüber austauschen, verwundern oder streiten und so zu einer Multiperspektivität in der Sichtweise der Beziehungen und der sozialen und lebenszyklischen Veränderungen gelangen (Sperling, E. & Sperling, U., 1976; Massing, Reich & Sperling, 2006).

1.7 Familienstile, Idealbildungen und die Dialektik von Identifizierung und Gegenidentifizierung

In der Familiengeschichte herausgebildete Beziehungsmuster werden hauptsächlich durch die Werte, Regeln und Idealbildungen, das familiäre Über-Ich und Ich-Ideal sowie durch die hiermit verbundenen verinnerlichten Objektbeziehungen tradiert. Dies geschieht durch Identifikationsprozesse. Kinder identifizieren sich mit den in den frühen Entwicklungsphasen zunächst idealisierten Eltern- und Großelternfiguren, mit deren vermeintlicher oder realer Stärke, die sie schützt und führt. Sie identifizieren sich aber auch mit ihnen als Aggressoren. Eine besondere Bedeutung haben die manchmal schwer fassbaren Identifikationen mit dem Lebensstil der Familie, der sich nicht nur in Wertvorstellungen und Bewertungen, sondern in Geschmacksvorlieben, Rhythmen von Tagen, Wochen, im Jahresablauf, in spezifischen Ritualen (z. B. an Festtagen) und insbesondere in basalen „atmosphärischen“ Eigenarten wie Gerüchen, Temperatur und der „emotionalen Grundstimmung“ zeigen. Diese Stilbildungen sind eng mit den kindlichen, prägenden Beziehungen zu den Personen verknüpft, durch die sie in das Interaktionsfeld des Individuums gelangten, internalisiert und entsprechend stark libidinös besetzt wurden. Sie bilden „Kristallisationspunkte der wechselseitigen Verpflichtungen“ im mehrgenerationalen Beziehungsnetz und geben ein Sicherheits- und Zugehörigkeitsgefühl (Boszormenyi-Nagy & Spark, 1981; Dicks, 1967; Massing, Reich & Sperling, 2006; Sperling, 1979).

Kinder identifizieren sich z. B. unbewusst mit den Schuldgefühlen ihrer Eltern und Großeltern, ohne deren Quelle zu kennen. Zu diesem „entliehenen Schuldgefühl“ (Freud, 1923) tritt das entliehene Schamgefühl (Massing, Reich & Sperling, 2006; Wurmser, 1990), d. h., Kinder können sich wegen ihrer Familie schämen, weil die Eltern oder Großeltern etwas Beschämendes taten oder Demütigungen erlitten. Diese generationenübergreifende Kontinuität kann den Eindruck erwecken, dass Scham ansteckend ist. Stierlin (Stierlin, 1974) verweist auf Schuld- und Schamzyklen, die gegeneinander zur Abwehr eingesetzt werden und das Familienleben über Generationen bestimmen können.

Besonders beschämend und demütigend für Einzelpersonen wie für Familien scheint die Identifikation mit dem Opfer zu sein. Das eigene Opfersein wird von Familien oder Familienmitgliedern oft verleugnet und durch eine mehr mit dem Ich-Ideal im Einklang stehende und somit für das Selbstwertgefühl erträglichere Identifikation mit dem Aggressor abgewehrt.

Familienmythen können als Gegen-Phantasien die Abwehr der unerträglichen Selbstwahrnehmung der Familie durch Verkehrung ins Gegenteil unterstützen. Sie

vermitteln ebenfalls die Wert- und Beziehungskonfigurationen für identifikatorische Prozesse.

Ein weitverbreiteter Mechanismus zur Auseinandersetzung mit der Ursprungsfamilie, zur Distanzierung von dieser und zur Differenzierung von den hier verbreiteten Mustern sind Gegen-Identifizierungen, z. B. mit Werten, Idealen und Lebensstilen, die antithetisch zu den dort vorherrschenden sind. Insbesondere die Ablösungsbestrebungen der Adoleszenz führen zu solchen antithetischen Mustern. Sie sind aber auch schon früher beobachtbar. Wenn Kinder z. B. bemerken, dass von den Eltern positiv bewertete Bereiche schon durch Geschwister „besetzt“ sind, dann suchen sie sich andere, oft (scheinbar) entgegengesetzte Bereiche. Zu dem häuslichen Kind gesellt sich so eventuell der „kleine Rumtreiber“, zu dem „Aufgeweckten“ die „Träumerin“. Ein weiterer Ausdruck von Gegen-Identifizierung kann eine antithetische Partnerwahl sein: In Partnern und nicht selten auch in Schwiegerfamilien kann das Gegenteil der eigenen Familie gesucht werden.

In einer ganzen Reihe von Familien ist wie in den größeren sozialen Systemen ein „Ausschlagen des Pendels“ in den Identifikationen über die Generationen zu beobachten. Diese Spannungen durch die Rückkehr des Verdrängten oder Verleugneten können konstruktiv sein, zur Synthese von Traditionellem und Neuem und damit zu mehr Toleranz gegenüber verschiedenen Entwürfen führen. In sehr rigiden Familiensystemen allerdings ist die Gegen-Identifizierung in der Regel ebenso rigide. Die sich von der Ursprungsfamilie unterscheidenden Werte, Lebensstile oder Erziehungsziele werden im Sinne einer symmetrischen Beziehungsstruktur oft mit derselben Über-Ich-Strenge verfolgt, wie es von Seiten der Eltern in Bezug auf deren Werte, Stile oder Ziele der Fall war. Das heißt aber auch, dass eine grundlegendere, affektive Identifizierung mit der Ursprungsfamilie bestehen bleibt.

Hierzu ein Fallbeispiel:

Der Vater in der Familie war das jüngste von vier Kindern eines Wehrmachtsoffiziers, der gegen Ende des Zweiten Weltkrieges fiel. Er wurde beim letzten Heimatbesuch des Vaters gezeugt. Er wuchs mit einer ihn sehr umsorgenden Mutter auf, die das Andenken ihres Mannes aus einer eigenen national-konservativ ausgerichteten Traditionshaltung heraus hochhielt. Gleichzeitig sah sie ihren Mann im Sohn weiterleben, verglich diesen häufig mit dem Vater und betonte die Ähnlichkeiten zwischen beiden, im Gegensatz etwa zum älteren Bruder unseres Patienten, den sie eher ihr selbst und ihrer „Linie“ zuordnete. Unser Patient versuchte, der engen Bindung an die Mutter und der starken Einbindung in die väterliche Familie – die durch den Großvater und den Bruder des Vaters, bei denen er häufig Wochenenden und Ferien verbrachte, noch verstärkt wurde – in den letzten Schuljahren und mit Beginn des Studiums durch Anschluss an alternativ orientierte Jugendgruppen und durch ein Studium in England zu entfliehen. Dort lernte er seine damals ebenfalls alternativ-pazifistisch orientierte Frau kennen, die Tochter eines Polizei-offiziers war, der im Zweiten Weltkrieg als Frontsoldat gegen Hitlerdeutschland gekämpft hatte. Beide Schwiegerfamilien, insbesondere die Mutter des Mannes, standen dieser Verbindung skeptisch gegenüber, die schließlich wegen einer Schwangerschaft zur Heirat führte. Die junge Familie siedelte nach der Geburt des Sohnes nach Deutschland über, wo der Vater, unser Patient, sein Studium abschloss und die Frau ebenfalls. Das Paar blieb weiterhin in der geschiederten Richtung politisch aktiv. Zudem gingen beide mit ihrem Geld nicht sorgsam um, sodass – trotz nach Studienabschluss und Berufseinstieg guten Einkommens – immer wieder Schulden

entstanden. Mittlerweile war auch noch eine Tochter geboren worden. Beide Kinder wuchsen heran und waren trotz Einbindung in ein alternatives Milieu bei heftigen Diskussionen mit den Eltern und in Einstellungsfragen eher konventionell orientiert. Der Sohn meldete sich nach seinem Abitur zum Entsetzen seiner Eltern zur Bundeswehr, anstatt den von diesen erwünschten Zivildienst zu machen. Anschließend absolvierte er eine Banklehre. Die Tochter studierte Wirtschaftswissenschaften statt, wie von den Eltern erwünscht, Soziologie oder Psychologie.

Das Elternpaar geriet nach dem Auszug der Kinder in eine depressive Krise und hatte Trennungsgedanken. Diese Krise wurde therapeutisch Anlass zu einer Auseinandersetzung mit dem „Vermächtnis“ ihrer Ursprungsfamilien und zu einem Ausgleich der Unterschiede, z. B. indem sich beide „konservative“ Wünsche nach Sicherheit ebenfalls eingestanden. In den Paargesprächen und den in diesem Rahmen stattfindenden Gesprächen mit den Eltern der Partner wurde zudem deutlich, wie das Leben beider Partner durch das Ringen um die Balance zwischen Loyalität und Individuation gekennzeichnet war. Denn trotz bzw. in der räumlichen Distanzierung und der Distanzierung im Lebensstil war der Vater innerlich dauernd mit der Beziehung zu seiner Mutter und dem Verhältnis zu seinem Vater beschäftigt. Der betonte Pazifismus war nicht nur Abgrenzung, sondern auch ein unbewusster Versuch der Rettung: „Wenn es keine Kriege mehr gibt, können auch Väter nicht getötet werden.“ Die intensive Auseinandersetzung des Vaters mit dem Weg seines Vaters und die Abgrenzung stellte gleichzeitig eine Nähe her, da er intensiv mit Militärischem beschäftigt war, sich über Waffensysteme und deren Wirkung informierte usw. Auch die Frau zeigte sich in das Loyalitätssystem ihrer Familie eingebunden. Die Unterwerfungsbereitschaft ihrer Mutter unter den auf Disziplin Wert legenden Vater und dessen Ordnungsprinzipien, über die sich ihre Mutter insgeheim beklagte, versuchte sie durch offene Rebellion auszugleichen. Zudem setzte sie in der präzisen Planung von Anti-Atom-Demonstrationen und anderen Aktionen die internalisierten Ordnungsprinzipien ihres Vaters um und war ebenfalls mit ihm als „Polizist“ intensiv beschäftigt. Der Vater wiederum bewunderte, wie er im Mehrgenerationen-Gespräch einräumte, die „generalstabsmäßigen“ planerischen Fähigkeiten seiner Tochter, z. B. bei der Organisation von Demonstrationen oder Sitzblockaden. Die Entwicklung der Kinder, also der Enkelgeneration, kann in diesem Lichte als Versuch gesehen werden, eine mehrgenerationale Balance zwischen Eltern und Großeltern herzustellen, die Verdienste der von den Eltern auf der bewussten Ebene abgelehnten Großeltern durch ihre Wahl „anzuerkennen“.

1.8 Die Dynamik von Verdienst, Vermächtnis und Loyalität

Die hiermit angesprochene Perspektive ist zentral für das Verständnis der Dynamik in Familien und Paaren – sowie in größeren sozialen Systemen – und somit auch für die Familien- und Paartherapie. Sie wurde von dem ungarisch-amerikanischen Psychiater, Psychoanalytiker und Pionier der Familientherapie Ivan Boszormenyi-Nagy sowie seinen Mitarbeiterinnen (Boszormenyi-Nagy & Spark, 1981; Boszormenyi-Nagy & Krasner, 1986) eingeführt. Hier wird davon ausgegangen, dass in familiären Systemen eine Art Buchführung über die „Verdienste“ und „Schulden“ der einzelnen Mitglieder den anderen und der Gesamtgruppe gegenüber existiert. Die Balance von Geben und Nehmen muss im-